

SEPTEMBER

---

DERBYSHIRE

# 1

Julian Britton war sich im Klaren darüber, dass er bisher nichts aus seinem Leben gemacht hatte. Er züchtete Hunde, er verwaltete den Familiensitz, der kaum noch mehr war als eine bröckelnde Ruine, und er versuchte mit täglichen Vorträgen, seinen Vater vom Alkohol fernzuhalten. Das war auch schon alles. Zur Meisterschaft hatte er es einzig darin gebracht, Gin in den Ausguss zu kippen, und so fühlte er sich jetzt mit seinen siebenundzwanzig Jahren als völliger Versager. Aber heute Abend durfte er nicht klein beigeben. Er musste sich durchsetzen.

Er begann mit den Vorbereitungen bei seiner äußeren Erscheinung. Vor dem Ankleidespiegel in seinem Zimmer unterzog er sich einer gnadenlosen Musterung, zupfte seinen Hemdkragen gerade, schnippte einen Fussel von seiner Schulter. Stirnrunzelnd betrachtete er sein Gesicht und bemühte sich, den Ausdruck in seine Züge zu legen, den er am Abend zeigen wollte. Ernsthaftigkeit wäre angemessen, meinte er. Und auch eine gewisse Besorgnis, denn die war vertretbar. Aber keinesfalls durfte er den Anschein erwecken, mit einem inneren Konflikt zu kämpfen, und schon gar nicht durfte er aussehen, als sei er völlig aus dem Lot. Und er durfte sich auf keinen Fall fragen, wie er gerade in diesem Augenblick, da sein Leben ein einziges Trümmerfeld war, dazu kam, dieses Wagnis einzugehen.

Zwei schlaflose Nächte und zwei endlose Tage hatten ihm reichlich Zeit gegeben, sich zu überlegen, was er sagen wollte. Und in der Tat hatte Julian den größten Teil der beiden Nächte und Tage nach Nicola Maidens unglaublicher Enthüllung mit wohldurchdachten Phantasiegesprächen gefüllt, gerade mit so viel Besorgnis unterlegt, dass keiner auf den Gedanken kommen konnte, er fühle sich in irgendeiner Weise persönlich betroffen. Und nun, nach achtundvierzig Stunden ununterbrochener Selbstgespräche, trieb es Julian, die Sache endlich auf den Weg zu bringen, auch wenn er keine Garantie dafür hatte, dass seinen Worten das gewünschte Gewicht beigemessen würde.

Er wandte sich vom Spiegel ab und nahm seine Autoschlüssel von der Kommode. Die feine Staubschicht, die sonst meist das mattglänzende Holz bedeckte, war entfernt worden. Samantha, seine Cousine, hatte sich also wieder einmal in eine Putzorgie gestürzt, ein sicheres Zeichen dafür, dass sie bei ihrem wildentschlossenen Bemühen, seinem Vater das Trinken auszutreiben, erneut gescheitert war.

In ebendieser Absicht, ihren Onkel vor dem Alkohol zu retten, war Samantha vor acht Monaten nach Derbyshire gekommen, ein guter Engel, der eines Tages in Broughton Manor erschien, um eine Familie wiederzuvereinigen, die seit mehr als drei Jahrzehnten zerstritten war. Sie hatte in dieser Richtung allerdings kaum

etwas erreicht, und Julian fragte sich, wie lange sie den Kampf noch weiterführen würde.

»Wir *müssen* ihn trocken kriegen, Julie«, hatte Samantha erst an diesem Morgen gesagt. »Dir muss doch klar sein, wie wichtig das gerade jetzt ist.«

Nicola andererseits, die seinen Vater seit acht Jahren kannte und nicht erst seit acht Monaten, vertrat schon lange den Standpunkt, ihn in Ruhe zu lassen. Mehr als einmal hatte sie gesagt: »Wenn dein Dad sich zu Tode trinken will, kannst du nichts dagegen tun, Jule. Und Sam genauso wenig.« Aber Nicola hatte ja auch keine Ahnung, was das für ein Gefühl war, wenn man zusehen musste, wie der eigene Vater langsam, aber sicher dem Alkohol verfiel und immer tiefer in trunkenen Wahnvorstellungen von einer romantischen Vergangenheit versank. Sie war in einer Umgebung groß geworden, wo die Dinge das waren, was sie zu sein schienen. Sie hatte Eltern, deren Liebe unerschütterlich war. Sie hatte nicht die bittere Erfahrung machen müssen, zuerst von der Mutter im Stich gelassen zu werden, weil die sich den »Blumenkindern« angeschlossen hatte und am Abend vor dem zwölften Geburtstag ihres Kindes auf und davon war, um bei einem Guru in wallenden Gewändern zu »studieren«, und dann vom Vater, dessen Liebe zum Alkohol anscheinend stärker war als die Liebe zu seinen drei Kindern. Ja, dachte Julian, hätte Nicola sich auch nur einmal über die unterschiedlichen Verhältnisse, in denen sie beide aufgewachsen waren, Gedanken gemacht, so hätte sie vielleicht erkannt, dass jede ihrer verdamnten Entscheidungen –

Er dachte nicht weiter. Diese Gedanken würde er nicht zulassen. Er konnte es sich nicht erlauben. Er durfte sich nicht von dem Vorhaben, das jetzt in Angriff genommen werden musste, ablenken lassen.

»Jetzt hör mir mal zu!« Er nahm seine Brieftasche und schob sie ein. »Du bist für jede gut genug. Sie hat Scheißangst gekriegt. Sie hat den falschen Weg genommen. Und damit basta. Behalt das im Kopf. Und denk dran, dass jeder weiß, wie gut ihr beide immer zueinander gepasst habt.«

Daran glaubte er. Nicola Maiden war seit Jahren genauso ein Teil von Julian Brittons Leben wie er ein Teil von ihrem. Wer sie kannte, wusste längst, dass sie zusammengehörten. Nicola war die Einzige, die das offenbar nicht akzeptierte.

»Ich weiß ja, dass wir nicht verlobt sind«, hatte er ihr an dem Abend vor zwei Tagen gesagt, als sie ihm eröffnet hatte, dass sie für immer aus dem Peak District fortwolle und von nun an nur noch zu Kurzbesuchen zurückkehren würde. »Aber zwischen uns hat es doch immer eine stillschweigende Vereinbarung gegeben, oder nicht? Ich würde nicht mit dir schlafen, wenn ich das nicht ernst nähme ... Komm schon, Nick! Verdammt noch mal, du kennst mich doch!«

Es war nicht der Heiratsantrag, wie er ihn sich vorgestellt hatte, und sie interpretierte seine Worte auch nicht so. Sie sagte sehr direkt: »Jule, ich mag dich unheimlich gern. Du bist ein prima Kerl und warst mir immer ein echter Freund. Und bei uns läuft's gut, viel besser als es für mich je mit einem anderen gelaufen ist.«

»Ja, also dann –«

»Aber ich liebe dich nicht«, fuhr sie fort. »Sex ist nicht gleich Liebe. Das ist nur in Filmen und Büchern so.«

Im ersten Moment war er sprachlos vor Bestürzung. Es war, als hätte jemand jeden Gedanken in seinem Kopf gelöscht. Und als er schwieg, sprach sie weiter.

Sie würde, sagte sie, weiterhin seine Freundin im Peak District bleiben, wenn er das wolle. Sie würde hin und wieder ihre Eltern besuchen kommen und sich gerne immer die Zeit nehmen, auch Julian zu sehen. Sie könnten, wenn er das wolle, auch in Zukunft miteinander schlafen. Ihr sei das recht. Aber heiraten? Dazu seien sie beide viel zu verschieden, erklärte sie.

»Ich weiß, wie viel dir daran liegt, Broughton Manor zu erhalten«, sagte sie. »Das ist dein Traum, und du wirst ihn wahr machen. Aber mir bedeutet dieser Traum nichts, und ich bin nicht bereit, dich oder mich damit zu kränken, dass ich so tue, als ob. Das ist keinem gegenüber fair.«

Und endlich sagte er in einem Moment der bitteren Klarheit: »Es geht doch nur um das gottverfluchte Geld. Und die Tatsache, dass ich keines habe oder jedenfalls nicht genug, um dir zu genügen.«

»Nein, Julian, das stimmt nicht. Nicht ganz.« Sie drehte sich halb herum, so dass sie ihm ins Gesicht sehen konnte, und seufzte tief. »Ich will versuchen, es dir zu erklären.«

Er hatte sie angehört, stundenlang, wie ihm schien, obwohl sie wahrscheinlich kaum zehn Minuten gesprochen hatte. Und am Ende, als alles zwischen ihnen gesagt war, als sie aus dem Rover gestiegen und im Schatten der Giebelveranda von Maiden Hall verschwunden war, war er wie im Schlaf nach Hause gefahren, betäubt von Schmerz, Verwirrung und ungläubiger Überraschung. Nein, hatte er immer nur gedacht, nein, sie könnte doch nie ... sie kann nicht ernstlich ... nein ... Nach der ersten schlaflosen Nacht war ihm in all seinem Schmerz klargeworden, dass er unbedingt etwas unternehmen musste. Er hatte sie angerufen, und sie hatte eingewilligt, sich mit ihm zu treffen. Sie würde es niemals ablehnen, ihn zu sehen, hatte sie gesagt.

Ehe er aus dem Zimmer ging, warf er einen letzten Blick in den Spiegel und gönnte sich ein letztes Wort der Selbstbestätigung. »Ihr habt euch immer gut verstanden. Vergiss das nicht.«

Dann ging er durch den düsteren oberen Korridor des Gutshauses und öffnete die Tür zu dem kleinen Raum, den sein Vater als Wohnzimmer benutzte. Die angespannten finanziellen Verhältnisse der Familie hatten zu einem allgemeinen Auszug aus den größeren unteren Räumen geführt, die mit dem Verkauf antiker Möbelstücke, von Gemälden und Kunstgegenständen allmählich unbewohnbar geworden waren. Jetzt lebten die Brittons nur noch in der oberen Etage des Hauses. Zimmer waren genug da, aber sie waren klein und dunkel.

Jeremy Britton saß in seinem Wohnzimmer, offensichtlich volltrunken. Der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, und zwischen den Fingern seiner rechten Hand verglühte eine Zigarette. Julian ging zu ihm und nahm ihm die Zigarette ab. Sein Vater rührte sich nicht.

Julian schüttelte resigniert den Kopf, als er ihn betrachtete: All sein Verstand, seine Kraft und sein Stolz waren ausgelöscht von der Sucht. Eines Tages würde sein Vater noch das Haus abbrennen. Es gab Momente – wie eben jetzt –, da dachte Julian, ein vernichtender Brand wäre vielleicht sogar das Beste. Er drückte die Zigarette aus und nahm die Packung Dunhill und das Feuerzeug aus der Brusttasche seines Vaters. Dann packte er die Ginflasche und ging.

Er war gerade dabei, Gin, Zigaretten und Feuerzeug hinter dem Haus zum Müll zu werfen, als er ihre Stimme hörte.

»Hast du ihn wieder erwischt, Julie?«

Er fuhr zusammen, schaute sich um, konnte sie aber im Halbdunkel nicht sehen. Bis sie aufstand. Sie hatte auf der Trockenmauer gesessen, die den hinteren Zugang des Gutshauses vom ersten seiner verwilderten Gärten abgrenzte. Eine unbeschnittene Glyzinie, die mit dem nahenden Herbst die ersten Blätter zu verlieren begann, hatte sie verborgen. Sie klopfte sich den Staub von ihren Khakishorts und ging ihm entgegen.

»Ich glaube langsam wirklich, dass er sich umbringen will«, sagte Samantha nüchtern, wie es ihre Art war. »Nur auf den Grund bin ich bis jetzt noch nicht gekommen.«

»Er braucht keinen Grund«, versetzte Julian kurz. »Nur das Mittel.«

»Ich versuche immer wieder, ihn von dem Zeug wegzukriegen, aber er hat überall etwas versteckt.« Sie starrte auf das dunkle Haus, das sich wie eine Festung in der Landschaft vor ihnen erhob. »Ich versuch's wirklich, Julian. Ich weiß, dass es wichtig ist.« Sie richtete ihren Blick wieder auf ihn und musterte seine Kleidung. »Du hast dich ja richtig fein gemacht. Ich bin gar nicht auf die Idee gekommen, was Besonderes anzuziehen. Hätte ich das tun sollen?«

Julian sah sie verständnislos an, während er die Hände zu seiner Brust hob und auf der Suche nach etwas, von dem er wusste, dass es nicht da war, gegen sein Hemd klopfte.

»Du hast's vergessen, stimmt's?«, fragte Samantha, der es an Scharfsinn nicht mangelte.

Julian wartete auf eine Erklärung.

»Die Mondfinsternis«, sagte sie.

»Die Mondfinsternis?« Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn. »Ach Gott! Die Mondfinsternis. Mensch, Sam, die hatte ich wirklich ganz vergessen. Ist sie heute Nacht? Gehst du irgendwohin, wo man sie besser sehen kann?«

Mit einer Kopfbewegung zu der Glyzinie, unter der sie eben hervorgekommen war, sagte sie: »Ich hab uns Proviant eingepackt. Käse, Obst, Brot und ein bisschen Wurst. Und Wein. Ich dachte, falls wir länger warten müssen als vermutet.«

»Warten ...? Ach, Mist, Samantha ...« Er wusste nicht, wie er es ihr sagen sollte. Er hatte nie den Eindruck erwecken wollen, dass er sich mit ihr zusammen die Mondfinsternis ansehen wollte.

»Hab ich mich im Tag geirrt?« Ihr Ton verriet ihre Enttäuschung. Sie wusste schon, dass sie sich nicht im Tag geirrt hatte und allein zum Eyam Moor würde